

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

Dieses Buch ist der unveränderte Reprint einer älteren Ausgabe.

Erschienen bei FISCHER Digital

© 2016 S. Fischer Verlag GmbH,

Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Printed in Germany

ISBN 978-3-596-31454-6

Fischer

Weitere Informationen finden Sie auf
www.fischerverlage.de.

Jack Higgins

**Der
Schrei
aus
der
Kälte**

Roman

Scherz

Einzig berechtigte Übertragung aus dem Englischen
von Jürgen Abel.

Titel der Originalausgabe: «Day of Judgment».

Copyright © 1978 by Jack Higgins.

2. Auflage 1979.

Gesamtdeutsche Rechte beim Scherz Verlag Bern und München.

Alle Rechte der Verbreitung, auch durch Funk, Fernsehen,
fotomechanische Wiedergabe, Tonträger jeder Art und
auszugsweisen Nachdruck, sind vorbehalten.

Die Freiheit ist oft problematisch,
und die Demokratie ist nicht vollkommen,
aber wir brauchten nie eine Mauer zu errichten,
um unser Volk einzusperren.

Präsident John F. Kennedy am 26. Juni 1963

1

Berlin 1963

Als Meyer mit dem alten Leichenwagen um die Ecke bog, drosselte er die Geschwindigkeit, und seine schweißnassen Hände glitten fast vom Lenkrad, sein Magen zog sich zusammen, während er sich dem nächtlichen Sektorenübergang näherte, der vom grellweißen Licht der Bogenlampen beleuchtet wurde.

«Ich muß verrückt geworden sein», sagte er leise. «Total bekloppt. Aber das ist das letztemal, ich schwöre es.»

An der rotweißen Schranke standen zwei Volkspolizisten mit altmodischen Mänteln im Wehrmachtstil und Gewehren über der Schulter. In der Tür der Wachhütte erschien ein Offizier, der eine Zigarette rauchte.

Meyer bremste und stieg aus. Die Straße führte durch ein Viertel, wo alle Häuser abgerissen worden waren, zur Mauer. Weiter hinten lag der westliche Checkpoint in einem hellen Lichtkreis.

Er suchte nach seinen Papieren, und der Offizier trat heran. «Schon wieder Sie, Herr Meyer? Was haben wir denn diesmal? Noch mehr Leichen?»

Meyer reichte ihm seine Dokumente. «Nur eine, Herr Leutnant.» Wegen seiner Stahlbrille konnte man nicht gleich erkennen, daß er den Offizier ängstlich beobachtete. Mit seiner ungepflegten grauen Mähne, dem abge-

scheuerten Kragen und dem schäbigen Regenmantel machte er fast den Eindruck eines arbeitslosen Musikers.

«Anna Schultz», sagte der Leutnant. «Neunzehn Jahre. Ein bißchen jung, selbst für diese schweren Zeiten.»

«Selbstmord», erklärte Meyer. «Ihre einzigen Verwandten sind ein Onkel und eine Tante im Westsektor. Sie wollten sie unbedingt überführen lassen.»

Einer der Volkspolizisten beugte sich hinten in den Leichenwagen und begann, an den Messingschrauben des polierten Sargdeckels zu drehen. Meyer griff hastig nach seinem Arm.

Der Leutnant sagte: «Sie möchten also nicht, daß wir einen Blick in den Sarg werfen? Sollte das einen bestimmten Grund haben?»

Meyer wischte sich mit einem Taschentuch den Schweiß vom Gesicht und schien um eine Antwort verlegen. In diesem Augenblick hielt hinter ihnen ein kleiner Laster. Der Fahrer lehnte sich mit seinen Papieren aus dem Seitenfenster. Der Leutnant warf ihm einen ungeduldigen Blick zu und sagte: «Schafft ihn mir vom Hals.»

Einer der Volkspolizisten lief zu dem Laster und prüfte schnell die Papiere des Fahrers. «Was haben Sie geladen?»

«Einen Dieselmotor, der in Greifswald zur Reparatur war.»

Der auf der Ladefläche des kleinen Lkws festgezurrt Motor war deutlich zu erkennen. Der Volkspolizist gab die Dokumente zurück. «In Ordnung. Sie können weiterfahren.»

Er drückte die rotweiße Stange hoch, und der Fahrer des Lasters fuhr am Leichenwagen vorbei und zum Durchlaß in der Mauer.

Der Leutnant nickte seinen Männern zu: «Aufmachen.»

«Sie verstehen nicht», flehte Meyer. «Sie hat vierzehn Tage in der Spree gelegen.»

«Das werden wir ja sehen.»

Die Volkspolizisten hoben den Deckel ab. Der Gestank, der ihnen entgegenschlug, war so durchdringend, daß sich einer übergeben mußte. Der andere knipste seine Taschenlampe an, damit der Leutnant in den Sarg sehen konnte. Dieser trat schnell zurück.

«Machen Sie das Ding um Gottes willen wieder zu.» Er wandte sich an Meyer. «Und Sie beeilen sich, daß Sie hier fortkommen.»

Der Laster passierte die Schranke auf der anderen Seite und hielt neben dem Wachhäuschen. Der Fahrer, ein großgewachsener Mann mit Lederjacke und Schirmmütze, stieg aus. Er holte eine zerknitterte Zigarettschachtel aus der Tasche, schob sich eine Zigarette zwischen die Lippen und trat vor, um sich von dem Westberliner Wachtmeister, der inzwischen näher gekommen war, Feuer geben zu lassen. Das Zündholz, das in den Händen des Polizisten aufglühte, beleuchtete ein ausgeprägtes Gesicht mit hohen Wangenknochen, blonden Haaren, grauen Augen.

«Bei uns gibt es ein Sprichwort, das man in England vielleicht auch kennt, Major Vaughan», sagte der Wachtmeister. «Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht.»

«Wie sieht es dort hinten aus?» fragte Vaughan.

Der Wachtmeister drehte sich kurz um. «Es scheint

Schwierigkeiten zu geben. Aber jetzt fährt der Leichenwagen los.»

Vaughan lächelte. «Sagen Sie Julius, daß ich im Geschäft auf ihn warte.»

Er kletterte ins Fahrerhaus zurück und fuhr weg. Nach einer Weile trat er mit dem Absatz gegen die Verkleidung des Fahrersitzes. «Wie geht's da drinnen?» Ein dumpfes Klopfen antwortete ihm, und er lächelte breit. «Na, dann hätten wir's ja wieder mal geschafft.»

Er fuhr durch einen Teil der Stadt, der aus öden, grauen Straßen mit altmodischen Lagerhäusern und schäbigen Bürogebäuden bestand, die immer wieder durch Trümmerfelder getrennt waren – die letzten Überbleibsel der Bombenangriffe des Weltkriegs. Etwa eine Viertelstunde nach Verlassen des Checkpoints bog er in die Rehdenstraße ein, die an der Spree entlang läuft.

Hundert Meter weiter hielt er vor einem Haus mit einem Schild, das von einer Glühbirne beleuchtet wurde: *Julius Meyer & Co., Bestattungen*. Vaughan stieg aus, schloß das große Tor auf und öffnete es. Dann kletterte er wieder in den Laster und fuhr hinein.

Das Anwesen hatte früher einmal einem Teehändler gehört. Die Ziegelmauern waren weiß getüncht, und im Hintergrund führte eine altersschwache Holzterasse zu einem Büroraum mit Glaswänden. In einer Ecke waren leere Särge aufgestapelt.

Er blieb stehen, um sich eine Zigarette anzuzünden. In diesem Augenblick rumpelte der Leichenwagen herein. Vaughan schritt schnell zu dem Tor und schloß es. Meyer stellte den Motor ab und stieg aus. Er wirkte hochgradig

erregt und wischte sich mit dem inzwischen feuchten Taschentuch unablässig den Schweiß vom Gesicht.

«Nie wieder, Simon, das schwöre ich dir. Nicht einmal dann, wenn Schmidt das Doppelte zahlt. Heute glaubte ich wirklich, die Kerle hätten mich erwischt.»

Vaughan sagte fröhlich: «Du machst dir zuviel Gedanken.» Er beugte sich in das Fahrerhaus des Lasters, tastete nach einem versteckten Hebel und zog daran, so daß die Vorderseite des Sitzes ausklinkte und vorklappte. «Sie können jetzt herauskommen», sagte er.

«Was ist das für ein Leben, das wir hier führen?» meinte Meyer. «Haben wir das nötig? Wofür tun wir das eigentlich?»

«Für zweitausend Mark pro Kopf», sagte Vaughan. «Und Heini Schmidt zahlt im voraus. Bei ihm stehen die armen Kerls förmlich Schlange, so daß wir jede Nacht einen rüberschaffen könnten, wenn wir wollten.»

«Es muß eine bessere Methode geben», erklärte Meyer ihm. «Aber ich weiß nicht, welche. Im Augenblick weiß ich nur, daß ich dringend etwas zu trinken brauche.» Er ging die Treppe hinauf.

Der erste «blinde Passagier», ein junger Mann in einem Ledermantel, kroch aus dem Versteck und stand, ein Bündel umklammernd, blinzelnd im Licht. Ihm folgte ein Herr in den Vierzigern mit einem abgetragenen braunen Anzug und einem Koffer, der mit einem Seil zugebunden war. Zuletzt kam ein Mädchen, das etwa fünfundzwanzig Jahre alt sein mochte, mit blassem Gesicht und tiefen Rändern unter den Augen aus dem Wagen. Sie hatte einen Männertrenchcoat an und trug ein Kopftuch. Vaughan hatte die drei noch nie gesehen. Der Laster war, wie ge-

wöhnlich, beladen worden, ehe er ihn übernahm.

Er sagte: «Sie sind jetzt in West-Berlin und können gehen, wohin Sie möchten. Am Ende der Straße finden Sie eine Brücke über die Spree. Gehen Sie von dort immer geradeaus, dann kommen Sie zu einer U-Bahn-Station. Gute Nacht und viel Glück.»

Er ging nach oben ins Büro. Meyer saß am Schreibtisch, in einer Hand eine Flasche Whisky, in der anderen ein gefülltes Glas, das er mit einem Zug leerte.

Er schenkte nach, und Vaughan nahm das Glas. «Warum sehen Sie immer so aus, als rechneten Sie jeden Moment damit, daß die Gestapo erscheint?»

«Weil das passieren konnte, als ich noch jung war.»

Es klopfte an der Tür. Als sie sich umdrehten, trat das junge Mädchen zögernd ins Büro. «Major Vaughan, könnte ich kurz mit Ihnen reden?»

Ihr Englisch war beinahe zu perfekt, ohne den geringsten Akzent. Vaughan antwortete: «Woher wissen Sie, wie ich heiße?»

«Herr Schmidt sagte es mir, als wir das erstemal über die Flucht sprachen.»

«Wo war das?»

«Im Restaurant vom alten Hotel *Adlon*. Herr Schmidt wurde mir von Freunden empfohlen. Sie sagten, er sei in diesen Dingen sehr zuverlässig.»

«Siehst du», sagte Meyer. «Es wird jeden Tag schlimmer. Jetzt bindet dieser Idiot schon jedem Fremden unter die Nase, wie du heißt.»

«Ich brauche Hilfe», sagte das Mädchen. «Ganz spezielle Hilfe. Er dachte, Sie könnten mir vielleicht einen Rat geben.»

«Ihr Englisch ist wirklich ausgezeichnet», sagte Vaughan.

«Das ist kein Wunder. Ich bin in Cheltenham geboren. Ich heiße Margaret Campbell. Mein Vater ist Gregory Campbell, der Physiker. Haben Sie schon einmal von ihm gehört?»

Vaughan nickte. «Er und Klaus Fuchs haben den Russen Ende der fünfziger Jahre so ungefähr alle Atomgeheimnisse verraten, die wir hatten. Fuchs landete auf der Anklagebank im Old Bailey.»

«Während mein Vater mit seiner zwölfjährigen Tochter in Ostdeutschland Asyl fand.»

«Ich dachte, Sie hätten von da an herrlich und in Frieden leben können», sagte Vaughan. «Im Arbeiter- und Bauernparadies, so sagt man doch? Als ich das letzte Mal von Ihrem Vater hörte, hieß es, er arbeite als Professor für Kernphysik an der Universität Dresden.»

«Er hat Lungenkrebs», sagte sie nur. «Unheilbar. Höchstens noch ein Jahr, Major Vaughan. Er möchte unbedingt in den Westen.»

«Ich verstehe. Und wo ist er jetzt?»

«Man hat uns ein Haus auf dem Lande zugewiesen. Ein ehemaliges Bauernhaus in einem Dorf, das Neustadt heißt. Es liegt bei Stendal. Ungefähr achtzig Kilometer von der Grenze entfernt.»

«Warum versuchen Sie es nicht beim britischen Geheimdienst? Vielleicht glaubt man dort, es könne sich lohnen, ihn zurückzuholen.»

«Das habe ich schon getan», sagte sie. «Über einen anderen Kontaktmann an der Universität. Sie sind nicht interessiert – nicht mehr. Auf dem Gebiet meines Vaters

gehört man schnell zum alten Eisen, und er ist schon sehr lange krank.»

«Und Schmidt? Könnte er nicht helfen?»

«Er sagte, das Risiko sei zu groß.»

«Er hat recht. Ein bißchen Fluchthilfe hier an der Sektorengrenze ist eine Sache. Aber Ihr Vater – dort draußen ist unbekanntes Land.»

Was immer es gewesen sein mochte, das sie aufrecht hielt, in diesem Augenblick schien es sie jäh zu verlassen. Ihre Schultern sanken nach vorn, in ihren dunklen Augen war nur noch Verzweiflung. Sie wirkte sehr jung und auf eine merkwürdig rührende Art verletztlich. «Vielen Dank, meine Herren.» Sie wandte sich müde zur Tür, hielt dann inne. «Vielleicht könnten Sie mir noch sagen, wo ich Pater Sean Conlin finden kann.»

«Conlin?» sagte Vaughan.

«Von der Auferstehungsliga. Der christlichen Untergrundbewegung. Soweit ich verstanden habe, hilft man dort Leuten, die sich selbst nicht mehr helfen können.»

Er saß da und starrte sie an. Eine lange Pause trat ein. Dann brach Meyer das Schweigen: «Warum sollen wir es ihr eigentlich nicht sagen?» Vaughan sagte immer noch nichts, und es war Meyer, der ihr antwortete.

«Gehen Sie über die Brücke und dann weiter geradeaus, wie Simon vorhin gesagt hat. Knapp einen halben Kilometer weiter ist der U-Bahnhof. Kurz davor sehen Sie eine katholische Kirche – zum Unbefleckten Herzen. Er nimmt sicher gerade Beichten ab.»

«Um vier Uhr morgens?»

«Leute, die von der Nachtschicht kommen, Huren und so weiter. Sie können dann besser schlafen», sagte Vaug-

han. «Solch ein Mann ist er, Miss Campbell, wenn Sie verstehen, was ich meine. Er ist das, was manche Leute als einen heiligen Narren bezeichnen würden.»

Sie stand mit den Händen in den Taschen da und runzelte leicht die Stirn. Dann drehte sie sich um und ging wortlos hinaus.

Meyer sagte: «Wirklich ein nettes Mädchen. Was sie alles durchgemacht haben muß! Ein Wunder, daß sie es bis hierher geschafft hat.»

«Genau», sagte Vaughan. «Und an Wunder glaube ich schon lange nicht mehr.»

«Mein Gott», sagte Meyer. «Mußt du denn an jeder Straßenecke einen Agenten sehen? Traust du niemandem mehr?»

«Ich traue kaum noch mir selbst», sagte Vaughan sarkastisch.

Das Einfahrtstor schlug zu. Meyer sagte: «Du bleibst also einfach sitzen und läßt ein junges Mädchen allein losgehen, und noch dazu in dieser Gegend?»

Vaughan seufzte, nahm seine Mütze und ging hinaus. Meyer horchte auf das Echo seiner Schritte unten. Die Tür schlug wieder zu.

«Heiliger Narr.» Er gluckste vor sich hin und schenkte sich noch einen Scotch ein.

Vaughan sah Margaret Campbell dreißig oder vierzig Meter vor sich durch den Lichtkegel einer Straßenlampe gehen. Als sie die Straße überquerte und die Brücke betrat, kam ein Mann mit einem Schlapphut und dunklem Mantel aus den Schatten der entgegengesetzten Seite und versperrte ihr den Weg.